

FILMKRITIK

Bitterer Kampf gegen die Mangelwirtschaft



Está todo bien – Alles ist gut
 Venezuela/Deutschland 2018
 Regie: Tuki Jencquel
 70 Minuten
 Kinostart: 20. Juni 2019

Das Gesundheitssystem in Venezuela ist aufgrund der Wirtschaftskrise in einem desolaten Zustand. Der Dokumentarfilm von Tuki Jencquel erzählt, wie fünf engagierte Venezolaner ums Überleben kämpfen und versuchen, das Beste aus der verfahrenen Lage zu machen.

Venezuela steht unter dem sozialistischen Präsidenten Nicolás Maduro vor dem ökonomischen Kollaps. Die Inflation galoppiert, die Staatskassen des ölreichsten Landes der Erde sind leer. Der Machtkampf zwischen Maduro und dem Oppositionsführer und selbst ernannten Übergangspräsidenten Juan Guaidó bleibt ungelöst. Überall protestieren Menschen gegen Maduro, der sich mit Hilfe des Militärs an der Macht hält. Drei Millionen Venezolaner sind angesichts der trostlosen Lage ins Ausland geflohen, zwei Millionen wollen schätzungsweise noch dieses Jahr emigrieren.

Das ist der Hintergrund für den Dokumentarfilm des Deutsch-Venezolaners Tuki Jencquel, der am Beispiel von fünf Venezolanern aufzeigt, wie die allgemeine Misere das Gesundheitssystem ausgehöhlt hat. Die Aufnahmen dazu entstanden zwischen Mai 2016 und August 2017.

Der Film beginnt mit Rosalía, die ihre Apotheke aufschließt. Deren Regale sind fast leer, die Inhaberin muss die meisten Patienten wieder schicken, weil sie keine Medikamente mehr hat und ohnehin zu wenige geliefert werden. Auch die Krebskranken Mildred und Rebeca fragen überall vergeblich nach Medikamenten. Sie sind auf Spenden von Hilfsorganisationen angewiesen oder von Menschen, deren Angehörige an Krebs gestorben sind und die deshalb die restlichen Tabletten weitergeben. Der junge Unfallchirurg Efraím und der Sozialaktivist Francisco stemmen sich gegen den medizinischen Blackout. Sie helfen, so gut es geht: Efraim im Krankenhaus und Francisco als Mitglied einer Organisation, die aus dem Ausland auf trickreichen Wegen Arzneimittel für eine so genannte „Apotheke der Solidarität“ beschafft. Sie lassen sich von den Drohungen des Regimes nicht abschrecken und protestieren auch im Parlament gegen die Missstände.

Der Regisseur, der in seiner Heimatstadt Caracas Betriebswirtschaft und in New York Film studiert hat, verzichtet in seinem Langfilmdebüt auf erklärende Off-Kommentare. Sein Film folgt den fünf Protagonisten abwechselnd in ihrem Alltag und zeigt, wie sie zwischen Momenten der Ohnmacht und des Widerstands pendeln. Zwischendurch hält die Kamera gleichsam inne und zeigt uns aus der Vogelperspektive das Häusermeer der Hauptstadt Caracas.

Eine dritte Ebene bilden theaterhafte Szenen in ausgebleichten Farben, in denen die Protagonisten in leeren Räumen ihre Erlebnisse reflektieren und nachspielen. Indem sie sich in Psychodramasitzungen kreativ mit ihren harten Lebensbedingungen auseinandersetzen, verarbeiten sie die geradezu kafkaesken Zustände ihres Landes. Der Regisseur erklärt zu diesem Stilmittel der künstlerischen Überhöhung: „Die Gesundheitskrise wird von der Regierung heftig geleugnet. (...) Wenn der Film von offizieller Seite sowieso als Fiktion abgestempelt wird, wieso ihn nicht von Anfang an auf einer Bühne inszenieren?“

Aus dem Umfeld der Protagonisten erfahren wir Erschütterndes: Jemand berichtet, dass in einer Klinik 80 Neugeborene auf einmal gestorben sind. Die zweifelte 20-jährige Rebeca muss über soziale Medien wie Twitter nach Medikamenten suchen, um ihre Leukämie in Schach zu halten. 16.000 Ärzte haben das Land bereits verlassen. Viele Medizinstudenten wollen weg, sobald sie ihre Ausbildung beendet haben. Ein Arzt bekommt einen Monatslohn von umgerechnet zwölf Dollar, das reicht nicht einmal für Lebensmittel. „Wir verdienen weniger als den Mindestlohn“, sagt Efraím. Kein Wunder, wenn das Land langsam, aber sicher ausblutet.

Wie ein dunkler Schleier liegt über der Dauer-misere die Frage: Auswandern oder bleiben? Wer es sich leisten kann, reist aus. Doch was ist mit den übrigen? Sie bekommen zwar Hilfe von emigrierten Verwandten, Exilgruppen und nichtstaatlichen Organisationen. Doch das reicht nicht. Der bewegende Film endet trostlos: Rosalía und ihr Mann müssen die Apotheke schließen, weil sie vor dem Bankrott stehen.

Reinhard Kleber

REZENSIONEN

Das Elend mit dem Erdöl

Mit seinem Buch erklärt Stefan Peters das momentane beobachtende Scheitern der „Bolivarischen Revolution“ aus der Geschichte Venezuelas und aus seiner Abhängigkeit von der Erdölförderung.

Als absolut prägend für das südamerikanische Land sieht der Gießener Professor für Friedensforschung, dass sich die venezolanische Wirtschaft seit der Erschließung der ersten Ölquellen 1914 immer mehr



Stefan Peters

Sozialismus des 21. Jahrhunderts in Venezuela

Aufstieg und Fall der Bolivarischen Revolution von Hugo Chávez
Schmetterling-Verlag, Stuttgart 2019
248 Seiten, 19,80 Euro

von der Erdölförderung abhängig machte. Daraus habe sie auch Hugo Chávez trotz anfänglicher Versuche nicht befreit. Nach seinem Wahlsieg 1998 machte er sich vor allem ans Werk, aus der liberal-repräsentativen Demokratie eine partizipatorische zu machen. Die neue Verfassung, die er dazu schreiben ließ, stärkte allerdings hauptsächlich die Rechte und Vollmachten des Präsidenten.

Nach einem 62-tägigen Streik der Erdölarbeiter 2002, der sich gegen die Ernennung regimetreuer Manager richtete, tauschte der zunehmend autokratisch agierende Staatschef rebellische Fachleute gegen politisch zuverlässige Dilettanten aus. Als bald darauf der Ölpreis stieg, verfügte er über hohe Staatseinnahmen, die es ihm erlaubten, fast unbeschränkt mit Geld Politik zu machen. 2008 verstaatlichte er den mächtigen Erdölkonzern PDVSA. Das Wirtschaftsmodell im eigenen Land ließ Chávez trotz Investitionen in den Sozialbereich weitgehend unverändert, wie der Autor betont. Auch unter den Vorzeichen des Sozialismus des 21. Jahrhunderts sei Venezuela im Kern eine Rentenökonomie geblieben.

Lobende Worte findet Peters aber für die Bildungspolitik. Chávez' Regierung habe den Zugang zu Bildung auf allen Niveaus durch höheres Budget und zusätzliche Lehrkräfte spürbar verbessert. Allerdings habe die Qualität angesichts des großen Bedarfs an

Lehrern und Hochschullehrern nicht mitgehalten. Die Bevölkerung habe den geplanten revolutionären Umwälzungen eher passiv gegenübergestanden; das erklärt der Autor mit der Rentenmentalität der Venezolaner: Jeder beanspruche für sich einen Anteil an der Erdölrente.

Chávez stärkte die lateinamerikanische Solidarität durch gezielte Förderung linker und progressiver Politiker von Argentinien bis Nicaragua und Kuba. Mit ALBA (Bolivarische Allianz für die Völker unseres Amerika) schuf Chávez ein Gegenmodell zu neoliberalen Freihandelsabkommen, die von den USA und der EU verfolgt werden. Allerdings hängt die Kooperation in der Allianz von Öleinnahmen ab und trägt sich nicht selbst. Kein gutes Zeugnis stellt Peters auch dem TV-Kanal Telesur aus, der als Antwort der Basisbewegungen auf die kommerziellen Netzwerke wie CNN und Univisión gedacht war: Statt solide recherchierte Informationen zu liefern, betreibe er Hoerberichterstattung für befreundete Regierungen.

Für die gegenwärtige Krise Venezuelas entwirft der Autor vier mögliche Szenarien. Am wahrscheinlichsten sei, dass bald eine Opposition die Macht übernimmt, die ihrerseits keine Lösungen für das strukturelle Problem der Erdölabhängigkeit anbietet. Zum Verständnis der Dauerkrise Venezuelas ist die Lektüre dieses Buches wärmstens empfohlen.

Ralf Leonhard

Mitreißendes Drama



Chinelo Okparanta

Unter den Udala Bäumen

Aus dem nigerianischen Englisch von Sonja Finck und Maria Hummitzsch
Verlag Das Wunderhorn,
Heidelberg 2018
336 Seiten, 25,80 Euro

Chinelo Okparantas Debütroman schildert die Identitätsfindung ihrer lesbischen Protagonistin vor dem Hintergrund des Biafra-Krieges. Die Geschichte ist feinfühlig erzählt und lenkt den Blick auf die Verfolgung Homosexueller in dem westafrikanischen Land.

Die Geschichte beginnt inmitten eines grausamen Krieges. Im Biafra-Krieg bekämpften nigerianische Truppen von 1967 bis 1970 die Region Biafra im Südosten Nigerias, die sich für unabhängig erklärt hatte. „Biafra-Kinder“ mit Hungerbäuchen waren damals in den westlichen Medien das Symbol für die „Dritte Welt“. Okparantas Schilderung des Bürgerkriegsgeschehens sind von solchen Klischees weit entfernt und wirken dabei so lebendig und real, als habe die 1981 geborene nigerianisch-amerikanische Autorin diese Zeit selbst miterlebt. Bemerkenswert ist aber vor allem, dass sie diese kriegszerstörte Umgebung als Ausgangspunkt für die Geschichte eines lesbischen Mädchens wählt, das um seine Identität ringt.

An einem Tag im Juni des Jahres 1968 hört der Vater der jungen Protagonistin Ijeoma, einer christlichen Igbo, im Radio die Nachricht, dass Angehörige der Volksgruppe der Hausa einen Igbo mit Benzin übergossen und angezündet haben.

Das steigert seine Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit angesichts des Krieges und der Auseinan-

dersetzungen zwischen den Volksgruppen so sehr, dass er bei einem Angriff von Kampfbombern einfach auf dem Sofa sitzen bleibt, statt im Bunker Schutz zu suchen - und bei dem Angriff umkommt. Ijeomas Mutter verkraftet den Tod ihres Mannes nicht, wird depressiv und kann sich nicht mehr um die 13-Jährige kümmern. Sie schickt die Tochter zu einem befreundeten Lehrerehepaar, bei dem Ijeoma dann als Hausmädchen arbeitet. Dort lernt die Heranwachsende Amina kennen. Die Angehörige der Hausa ist ein Straßenkind, das im Krieg seine Familie verloren hat. Der Lehrer und seine Frau nehmen auch sie auf. Zwischen den beiden Mädchen wächst eine enge Freundschaft und daraus eine zarte Liebe.

Als die Beziehung auffliegt, wird Ijeoma von dem Lehrerehepaar zu ihrer streng religiösen Mutter zurückgeschickt, die versucht, ihrer Tochter die Neigung zum weiblichen Geschlecht durch Bibellektionen zur „Seelenreinigung“ auszutreiben. Amina bleibt bei dem Ehepaar, das versucht, sie „geradezubiegen“.

In einem Mädcheninternat begegnen sich Ijeoma und Amina einige Zeit später wieder. Die Leidenschaft flammt erneut auf, doch Amina entscheidet sich gegen ihre Gefühle. Später verliebt sich Ijeoma in eine andere Frau, Nndi.

Gleichgeschlechtliche Liebe ist in Nigeria bis heute verboten, Homosexuelle werden vom Staat

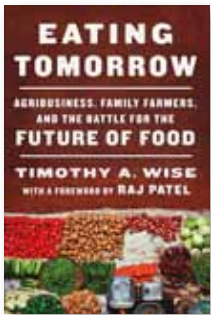
rigoros verfolgt und von der Kirche gebrandmarkt. Sie riskieren nicht nur Verhaftung und Gefängnis, sondern den Tod. Im Buch werden zwei schwule Männer totgeprügelt. Ijeoma und Ndidi entgehen nur knapp einem ähnlichen Schicksal, als ein Gebäude, das als geheimer Treffpunkt für Lesben dient, angezündet wird. Eine Frau stirbt in den Flammen. Ijeoma versucht nun, ihre sexuelle Orientierung zu verleugnen, sie heiratet einen Mann, bekommt eine Tochter. Und ist mit diesem Leben sehr unglücklich.

Chinelo Okparanta beschreibt die erotische Liebe zwischen Frauen und deren Ringen um lesbische

Identität sehr feinfühlig. Sie ist überhaupt eine Meisterin der Einfühlung in ihre Figuren, etwa in die innere Welt des Mädchens Ijeoma. Die Personen kommen einem nah, zugleich sind sie ganz selbstverständlich in den afrikanischen Hintergrund eingebettet. Vergleiche und Sprachbilder, die Alltagsrealitäten Nigerias widerspiegeln, durchziehen das Buch: „Seine Stimme klang rau wie ein geflochtener Korb, den jemand über einen Betonboden zieht.“ Okparanta zeichnet mit feinem Pinsel, nichts wirkt übertrieben, aufdringlich oder aufgesetzt. Die Romanhandlung fesselt, ohne reißerisch zu sein. Ein gelungenes Debüt!

Anja Ruf

Genug Nahrung für alle



Timothy A. Wise
Eating Tomorrow
 Agribusiness, Family Farmers, and the Battle for the Future of Food
 The New Press, New York 2019
 336 Seiten, 24,25 Euro

Der US-amerikanische Wissenschaftler Timothy A. Wise plädiert mit seinem gründlich recherchierten Buch für kleinbäuerliche Landwirtschaft anstelle internationaler Agrarkonzerne, um das Überleben auf unserem Planeten zu sichern.

Für sein Buch „Eating Tomorrow“ hat der Experte für Landwirtschaft, Globalisierung und das Recht auf Nahrung Kleinbauern und Aktivistinnen in Afrika, Mexiko, Indien und den USA besucht und mit Vertretern multinationaler Konzerne, Regierungsbeamten und Experten internationaler Institutionen wie den Vereinten Nationen oder der Weltbank gesprochen. Von ihnen allen wollte er wissen, was wir tun müssen, um mehr und bessere Nahrungsmittel so anzubauen, dass die Umwelt nicht zerstört wird.

Die Lösungssuche liest sich wie ein spannender Wirtschaftskrimi, hervorragend recherchiert, leicht lesbar und emotional berührend. Denn Wise gelingt es, nackte Zahlen, komplexe Zusammenhänge und historische Hintergründe mit dem Schicksal einzelner Menschen zu verbinden. So stellt der Autor das Mädchen Machila aus Sambia vor. Ihre Zukunft liegt in dem sozialen Gefüge einer Bauernkooperative und dem Recht der Frauen auf Landbesitz, nicht in staatlich subventionierten Maisprogrammen für den Export von Agrartreibstoffen. In Mexiko beschreibt er den irrsinnigen Weg des jungen Schweinezüchters David Cejas aus Veracruz, dem durch das Freihandelsabkommen NAFTA nichts anderes übrig blieb, als illegal in den gigantischen Mastfabriken des Global Players Smithfield Foods in North Carolina für einen Hungerlohn zu schuften.

Wises Erzählstil ist persönlich, die Überschriften sind griffig, die Metaphern bisweilen überspitzt. „Die ersten Drogen sind immer frei“, lautet beispielsweise sein zynischer Kommentar über die – noch – hochsubventionierten Dünge- und Pflanzenschutzmittel, die malawische Kleinbauern für Monsanto gentechnisch veränderte Maissorten im staatlichen Landwirtschaftsprogramm benötigen.

Wise gliedert sein Buch in drei Teile: Zunächst beschreibt er, wie die internationale „Allianz für eine

Grüne Revolution in Afrika“ (AGRA) der Bill-und-Melinda-Gates-Stiftung gemeinsam mit der Rockefeller-Stiftung 2006 über Public Private Partnerships (PPP) die Türen für multinationale Konzerne wie Monsanto, DuPont oder Syngenta in Malawi, Mosambik und Sambia öffnete. Die Konzerne erhielten Landkonzessionen für groß angelegte Monokulturen, auf denen vor allem gentechnisch veränderte Maissorten für den Export von Bioethanol wachsen. Die ansässigen Kleinbauern verloren ihr Land. Die Zahl der Arbeitsplätze in der Agrarindustrie blieb gering. Gewinne erzielten vor allem die ausländischen Investoren.

Von Afrika aus schlägt der Autor dann den Bogen zur „Wurzel der Probleme“ in sein Heimatland, die USA. Auf knapp 100 Seiten erzählt er, wie in Iowa nach der Großen Depression gigantische Mais- und Getreidefelder angelegt wurden, um die landwirtschaftliche Produktion mit Hilfe moderner Technologien, großer Maschinen, Hybridsaatgut (und später gentechnisch verändertem Saatgut) und chemischen Agrarprodukten zu steigern. Langfristig laugte das die Böden aus, verseuchte Flüsse und Grundwasser, verdrängte kleinere und mittlere Bauernfamilien von ihren Farmen und hinterließ enorme soziale, ökologische und wirtschaftliche Probleme.

Im letzten Teil nimmt Wise die Auswirkungen von NAFTA in Mexiko und den Einfluss der USA über die Welthandelsorganisation in Indien unter die Lupe. In beiden Fällen bedroht die industrielle Landwirtschaft die Ernährungssouveränität der Länder und fördert die Abhängigkeit von globalen Konzernen.

Trotz aller Globalisierungskritik zeigt „Eating Tomorrow“ anhand zahlreicher Beispiele wie etwa dem indischen Netzwerk für das Recht auf Nahrung oder der breiten mexikanischen Zivilgesellschaft, dass ein gerechtes und nachhaltiges Ernährungssystem funktionieren kann. „Nicht wir ernähren die Welt“, schreibt Timothy A. Wise. „Die Welt wird vor allem von Hunderten Millionen Kleinbauern ernährt, die 70 Prozent der Nahrung in Entwicklungsländern anbauen.“

Constanze Bandowski

Afrikanische Zeitreise



Christa Morgenrath,
Eva Wernecke (Hg.)
Imagine Africa 2060
Geschichten zur Zukunft
eines Kontinents
Peter-Hammer-Verlag, Wuppertal 2019
192 Seiten, 20 Euro

Wie sieht die Welt im Jahr 2060 aus – rund 100 Jahre, nachdem viele afrikanische Staaten politisch unabhängig geworden sind? Zehn namhafte Autorinnen und Autoren des Kontinents geben in dieser Anthologie verblüffende und nachdenkliche Antworten.

Seit zehn Jahren gestalten die Herausgeberinnen schwerpunktmäßig in Köln die „Stimmen Afrikas“, eine Lesungsreihe mit afrikanischen Schriftstellerinnen und Schriftstellern. Fünf Frauen und fünf Männer, die daran mitgewirkt haben, kommen nun in der Anthologie von Christa Morgenrath und Eva Wernecke zu Wort. Sie alle waren in Köln und weiteren Städten für Lesungen und Literaturfestivals zu Gast. Nun haben sie für dieses ansprechende Zukunftsbuch eigene Kurzgeschichten verfasst.

Wer sie liest, wird rasch in eine futuristische Welt katapultiert, in der Krisenszenarien vom Klimawandel schon Wirklichkeit geworden sind. Soziale Ungleichheiten haben sich verschärft, Sieger sind die Eliten des Nordens. In pompösen Luftschiffen dösen sie gelangweilt über der erhitzten Erde, ihr Leben ist zeitlos und sinnentleert. Nur auf dem Ballon namens Luanda gibt es noch Bücher. Die Bewohner erinnern sich wehmütig an ihre im Meer versunkene Heimat, den Duft der Savanne und den Anblick von Mangobäumen, wie der Angolaner José Eduardo Agualusa schreibt.

Unverständnis zwischen Vätern und Söhnen thematisiert Tendai Huchu aus Simbabwe. Angesichts des dortigen Wirtschaftskollapses wirken die prosperierende Farm eines namenlosen Vaters und die Karriere von dessen Sohn als Börsenspekulant absurd. Die

Episode, in der er sich verleugnen lässt, als sein Vater anruft, und stattdessen lieber zahlreiche Aufputzmittel schluckt, könnte zwar auch in der Gegenwart spielen. Neu dagegen sind Droiden als Arbeitskräfte und Ersatz für Ehepartnerinnen.

Vertrackte Ehen thematisieren einige Autorinnen, etwa die Nigerianerin Chika Unigwe. Deren Protagonistin wird erste Präsidentin des Landes, obwohl – oder gerade weil – sie sich von ihrem Mann scheiden lässt. Bei Ellen Banda-Aaku spielt die Großmutter eine zentrale Rolle: Hier geht es um eine grauenvolle Familiengeschichte und Kontroversen über die Kolonialzeit. Es ist ermutigend, dass die Autorinnen und Autoren starke Frauenfiguren, die teilweise Schlimmes erlitten haben, ins Zentrum ihrer Geschichten stellen.

Inwieweit autobiografische Erfahrungen in die Geschichten hineinspielen, können interessierte Leserinnen und Leser selbst überlegen, denn jeder Geschichte ist ein kurzes Porträt der Autorin oder des Autors beigefügt. Deren unterschiedliche Lebenswege reichen vom Aufwachsen als Kind einer armen und sehr jungen Mutter im ländlichen Südafrika (Sonwabiso Ngcowa) und malischer Einwanderer in Paris (Aya Cissoko) über Studienjahre in New York (Yousouf Amine Elalamy) bis zum Pendeln zwischen Frankreich und Senegal (Ken Bugul). Von ihren internationalen Erfolgen zeugt die lange Liste hochkarätiger Literaturpreise. Verfasst wurden die hier vereinten Texte ursprünglich auf Wolof, Französisch, Portugiesisch oder Englisch – teils in lokalem Slang. Dass diese Vielfalt in den Übersetzungen mitschwingt und nachhallt, zeichnet „Imagine Africa 2060“ ebenfalls aus. **Rita Schäfer**

Polemik gegen Zuwanderungsfreunde



Stephen Smith
Nach Europa!
Das junge Afrika auf dem Weg zum
alten Kontinent
Edition Fototapeta
Berlin 2018
238 Seiten, 17,50 Euro

Laut diesem Buch ist ein Massenansturm von jungen Afrikanern nach Europa unvermeidlich. Die Begründung dafür steckt voller Plattheiten, Trugschlüsse und Widersprüche.

Der US-amerikanische Journalist Stephen Smith ist ein Kenner Afrikas und hat sich auch wissenschaftlich mit dem Kontinent befasst. Nun hat er ein Buch geschrieben, das sich durch steile Thesen mit wenig Substanz und Differenzierung auszeichnet. Dabei leuchtet sein Ausgangspunkt ein: Sowohl in Afrika als auch in Europa werde das Problem der Migration nicht realistisch bedacht. Smith will deshalb das „Migrationsreservoir abschätzen“, das er für riesig hält.

Das begründet er in erster Linie mit dem Bevölkerungswachstum in Afrika und dem hohen Anteil jugendlicher an der Bevölkerung. Große Teile des Buches befassen sich mit diesen demografischen Trends und ihren angeblichen Folgen – etwa dass sie das Wirtschaftswachstum schwächen und dafür sorgen, dass sich Korruption ausbreite, und dass es angesichts des

Bevölkerungswachstums besonders schlecht gelinge, Demokratie einzuführen. Smith ignoriert, dass es in Afrika funktionierende Demokratien wie etwa in Ghana, Senegal oder Kenia gibt, und der Kontinent hier im Vergleich zu Asien eher gut abschneidet.

Noch ärgerlicher ist, dass Smith angebliche Zusammenhänge nicht methodisch nachweist, sondern zum Beleg vage Assoziationen anführt. So belegt er seine These, dass Gewalt in Afrika demografische Ursachen habe, mit ein paar Anekdoten von jugendlichen Tätern – als wären nicht überall die meisten Gewalttäter junge Männer. Den Bürgerkrieg im Sudan, der klar politische Ursachen hat, bezeichnet er als Generationenkonflikt. Zwischendurch liest man Plattheiten wie „Afrika verändert sich ständig im Laufe der Zeit“. Dass er ständig alle Länder Afrikas in einen Topf wirft, irritiert zusätzlich.

Im Widerspruch zu den demografischen Überlegungen steht ein zweiter, weniger prominenter Argumentationsstrang: Smith stellt richtig fest, dass starke Auswanderung erst einsetzt, wenn das Herkunfts-

land ein gewisses Niveau der wirtschaftlichen Entwicklung erreicht hat und eine Mittelschicht entsteht. Folglich setzen Prognosen über Migration solche über die Wirtschaftsentwicklung voraus. Die jedoch spart sich Smith: Er geht davon aus, dass Afrika ausreichend wachsen wird, obwohl er gleichzeitig behauptet, das Bevölkerungswachstum sei dafür hinderlich.

Nicht nur hier widerspricht Smith sich selbst. Am Ende relativiert er auch seine Hauptthese vom unvermeidlichen Flüchtlingsansturm mit dem Hinweis, dass Europa und Afrika sehr wohl den Verlauf der Migration steuern könnten.

Immer wieder finden sich auch kluge Beobachtungen und Vorschläge – zum Beispiel, mehr zirkuläre Migration, also wiederholtes Hin- und Herwandern zwischen Staaten, mit zeitlich begrenzten Arbeitserlaubnissen anzusteuern. Doch die Stoßrichtung ist trotz aller Relativierungen die Kritik an zu offenen Türen: Smith polemisiert gegen die „blauäugige Menschenliebe“ derjenigen, die „Abtrünnige aus scheidenden Gesellschaften“ in Europa aufnehmen wollten, nicht aber gegen Regierende, die Menschen im Mittelmeer ertrinken lassen. Die Lust an der Provokation trübt ihm anscheinend das Urteilsvermögen. Mit diesem ärgerlichen Buch erweist er dem Anliegen, eine realistische Debatte über Migration anzuregen, einen Bärendienst.

Bernd Ludermann

KULTURTIPP

Design für Mensch und Umwelt



Holz, Pappe, Schnüre und ein bisschen Werkzeug: Mehr braucht man nicht, um den „Flying8“-Webstuhl nachzubauen, den der Hamburger Weber Andreas Möller während eines Aufenthalts in Äthiopien entwickelt hat. Die Konstruktion ist im Rahmen der Ausstellung „Social Design“ im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe zu sehen. Social Design, so der Tenor der von Angeli Sachs kuratierten Ausstellung, steht für den Anspruch von Architekten, Stadtplanern, Handwerkern und Designern, nicht nur unter ästhetischen Gesichtspunkten zu gestalten, sondern auch gesellschaftspolitisch zu wirken – etwa indem sie Produkte entwerfen, die Men-

schen helfen, mit dem Klimawandel zurechtzukommen. Der Austausch mit den zukünftigen Nutzern vor und während der Planung spielt dabei eine große Rolle.

Für diesen Anspruch steht auch der „Flying8“-Webstuhl: Er kostet fast nichts, läuft ohne Strom und lässt sich leicht bedienen. Sogar die Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) ist auf ihn aufmerksam geworden und setzt das Gerät mittlerweile in Entwicklungsprojekten ein. Menschen in über 20 Ländern auf vier Kontinenten konnten sich dank ihm ein kleines Geschäft aufbauen.

Andere Arbeiten widmen sich einem ökologisch bewussten Um-

Bringt Strom in entlegene Dörfer in Afrika: Am Solarkiosk können Dorfbewohner ihre Elektrogeräte aufladen und nebenbei das Nötigste für den Alltag besorgen. Entworfen wurde der Solarkiosk von einem Berliner Start-up.

BILDRECHTE: ANDREAS SPIESS, SOLARKIOSK AG

gang mit der Natur. So haben die Slow-Food-Stiftung für biologische Vielfalt und das Terra Madre-Netzwerk ein Gartenprojekt entwickelt. In den Außenbezirken von Städten in insgesamt 35 afrikanischen Ländern legten sie rund 3000 Schul- und Dorfgärten an. Der Solarkiosk, der von einem Berliner Start-up entworfen wurde, verwandelt Sonnenlicht in Strom und bringt so Energie in entlegene Dörfer Afrikas. Vielerorts hat er sich außerdem zu einem Treffpunkt für die Dorfgemeinschaft entwickelt. Andere Projekte widmen sich der Zukunft wachsender Städte oder der Integration Geflüchteter. Insgesamt präsentiert die Ausstellung 25 internationale und sechs Hamburger Projekte – die meisten mit Hilfe von Tafeln oder Filmen.

Hamburg

bis 27. Oktober 2019

Social Design

Museum für Kunst und Gewerbe

Telefon: +49-40-428134-880

www.mkg-hamburg.de

Impressum

Redaktion:

Bernd Ludermann (bl, verantw.), Tillmann Elliesen (ell), Barbara Erbe (erb), Melanie Kräuter (mek), Moritz Elliesen (me, Volontär), Sebastian Drescher (sdr, online)

Emil-von-Behring-Straße 3,
60439 Frankfurt/M.;
Postfach 50 05 50, 60394 Frankfurt/M.
Telefon: 069-580 98 138;
E-Mail: redaktion@welt-sichten.org

Ständig Mitarbeitende:

Katja Dorothea Buck (kb), Tübingen;
Ralf Leonhard (rld), Wien;
Claudia Mende (cm), München; Philipp Saure (ps), Brüssel; Christina Stucky (cst), Bern; Marina Zapf (maz), Berlin

Ansprechpartner in Österreich:

Gottfried Mernyi, Kindernothilfe Österreich, 1010 Wien, Dorotheergasse 18

Herausgeber:

Verein zur Förderung der entwicklungspolitischen Publizistik e.V. (VFEP), Klaus Seitz (Vorsitzender), Brot für die Welt, Caroline-Michaelis-Straße 1, 10115 Berlin

Mitglieder im VFEP:

Brot für alle (Bern), Brot für die Welt (Berlin), Christoffel-Blindenmission (Bensheim), Fastenopfer (Luzern), Kindernothilfe (Duisburg), Misereor (Aachen)

Die Rubrik „Global-lokal“ erscheint in Kooperation mit der Servicestelle Kommunen in der Einen Welt/Engagement Global gGmbH.

Anzeigenleitung:

Yvonne Christoph, m-public Medien Services GmbH, Zimmerstraße 90, 10117 Berlin, Tel.: 030-325321-433, www.m-public.de

Grafische Gestaltung:

Angelika Fritsch, Matthias Koch



Gedruckt auf 100% Recyclingpapier mit dem blauen Engel.



Druck: Strube Druck&Medien OHG, Stimmerswiesen 3, 34587 Felsberg

Verlegerischer Dienstleister:

Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik gGmbH, Frankfurt/M.

Preis der Einzel-Nr.:

6,50 Euro / 8,90 sFr zuzügl. Versandkosten

Preis im Jahresabonnement:

53,40 Euro, ermäßigt 40,05 Euro.

Preisänderungen vorbehalten.

Den Einzelverkauf im Bahnhofsbuchhandel betreut stella Distribution GmbH, Hamburg

ISSN 1865-7966 „welt-sichten“